Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1917

94 (24.2.1917)

Visual Library

Beilage zur Badischen Landeszeitung Nr. 94

Die Heeresberichte der 134. Kriegswoche.

Meldungen aus dem deutschen Hauptquartier.

WTB. Großes Hauptquartier, 17. Febr. (Amtlich.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Front des Generalfeldmarschalls Kronprinzen Rupprecht von Bayern

An der Artois-Front und im Somme-Gebiet besonders auf beiden Ufern der Ancre erreichte der Artilleriekampf beträchtliche Stärke. An mehreren Stellen wurden englische Erkundungsabteilungen, südlich von Miraumont ein nach Trommelfeuer einsetzender stärkerer Angriff abgewiesen.

Front des deutschen Kronprinzen.

An der Aisne westlich von Berry au Bac und in der Champagne, südlich von Ripont, schlugen französische Vorstöße fehl.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Unsere Fliegergeschwader bewarfen wichtige Anlagen hinter der feindlichen Front ausgiebig mit Bomben.

An der Somme flogen mehrere Munitionslager der Gegner in die Luft;

Knall und Erderschütterung waren bis St. Quentin wahrnehmbar.

Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

Bei Illuxt, südwestlich von Luck, bei Zborow, südlich von Brzezany und südwestlich von Stanislau scheiterten russische Unternehmungen.

Front des Generalobersten Erzherzog Joseph

Auf den Höhen östlich des Oitoz-Tales haben sich seit Morgengrauen Kämpfe entsponnen.

Bei der

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen

und an der

Mazedonischen Front

hat sich die Lage bei geringer Gefechtstätigkeit nicht geändert.

*

WTB. Großes Hauptquartier, 18. Febr. (Amtlich.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Kronprinzen Rupprecht von Bayern

Nach lebhafter Feuervorbereitung versuchten starke englische Erkundungsabteilungen nördlich von Armentieres und südwestlich von Lille, sowie nördlich des La Bassee-Kanals und bei Ransart in unsere Gräben zu dringen. Sie sind teils in Nahkämpfen, bei denen Gefangene in unserer Hand blieben, teils durch Feuer abgewiesen worden.

Nach dem Scheitern seines Angriffs südlich von Miraumont am 16. Februar abends verstärkte der Feind die Nacht hindurch seine Artillerie-Wirkung und griff auf beiden Ancreufern am Morgen erneut an.

In dem tagsüber andauernden wechselvollen Kampf machten wir 130 Gefangene, erbeuteten fünf Maschinengewehre und überließen dann dem Gegner unsere vorderen Trichterstellungen.

Südlich von Pys wurde ein heftiger englischer Angriff zurückgeschlagen; alle Stellungen sind gehalten.

An der Oise bei Dreslincourt brachte uns ein Vorstoß 14 Gefangene ein.

Front des deutschen Kronprinzen.

In der Champagne liegen die neuen Stellungen südlich von Ripont, auf dem Westufer der Mosel unsere Gräben im Priesterwalde unter lebhaftem Artillerie- und Minenwerfer-Beschuß; Angriffe kamen in unserem Vernichtungsfeuer nicht zur Durchführung.

* * *

In der Nacht zum 17. Februar bewarf eines unserer Luftschiffe Stadt und Hafen von Boulogne ausgiebig mit Bomben.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

An der Lawkessa, südwestlich von Dünaburg, brachen Stoßtrupps in die russischen Linien und führten etwa 50 Gefangene zurück.

Front des Generalobersten Erzherzog Joseph

In den Bergen nördlich des Oitoz-Tales stellte der Russe den Angriff ein, nachdem seine ersten Sturmwellen in unserem Abwehrfeuer zurückgeflutet waren.

Heeresfront des Generalfeldmarschalls von Mackensen

Nichts Neues.

Mazedonische Front.

Nördlich des Dojran-Sees wurde eine englische Kompanie, die gegen unsere Posten vorging, durch Artilleriefeuer vertrieben.

*

WTB. Großes Hauptquartier, 19. Febr. (Amtlich.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

An den meisten Stellen der Front herrschte starker Nebel, der die Tätigkeit von Artillerie und Fliegern einschränkte und nur Erkundungsvorstöße zuließ.

An der Wachsamkeit unserer Grabenbesatzungen scheiterten zahlreiche Unternehmungen des Feindes; unseren Erkundern gelang es, mehrere Gefangene einzubringen.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Nichts Wesentliches.

Mazedonische Front.

Vorpostengeplänkel und vereinzeltes Artilleriefeuer.

Zwei feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen.

*

WTB. Großes Hauptquartier, 20. Febr. (Amtlich.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Bei der

Front des Generalfeldmarschalls Herzog Albrecht von Württemberg

scheiterte vormittags ein nach Feuervorbereitung einsetzender Vorstoß der Engländer westlich von Messines. Ein Offizier und 6 Mann fielen in unsere Hand.

Front des Generalfeldmarschalls Kronprinzen Rupprecht von Bayern.

An der Artois-Front wurden einige englische Erkundungsvorstöße abgewiesen.

Auf dem Nordufer der Ancre überrumpelte eine Streifabteilung einen englischen Posten und brachte 7 Gefangene zurück.

Nach kurzer Feuerwirkung nahmen unsere Stoßtrupps einen Stützpunkt südlich von Le Transloy im Sturm und führten die Besatzung von 30 Mann gefangen ab.

Front des deutschen Kronprinzen.

In der Champagne und in den Vogesen verliefen kleine Unternehmungen für die Franzosen ergebnislos; an der Nordostfront von Verdun gelang uns ein Handstreich gegen eine feindliche Postierung, die bei hellem Tage aufgehoben wurde.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

In einzelnen Abschnitten war die russische Artillerie tätiger als in den Vortagen, besonders südlich des Dryswjaty-Sees und auf dem Ostufer der Narajowka.

Front des Generalobersten Erzherzog Joseph.

In den Karpathen bei Schneetreiben für uns erfolgreiche Streifen. Ein russisches Blockhaus südlich des Smotrco wurde nach Gefangennahme der Verteidiger gesprengt.

Nördlich des Slanic-Tales schoben wir unsere Kampfstellung nach Vertreibung feindlicher Posten und Abwehr von Gegenangriffen auf einen Höhenkamm vor.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen.

Bei Rudulesti am Sereth drangen Sturmtrupps in die russische Stellung und kehrten nach Zerstörung von Unterständen mit 11 Gefangenen und mehreren Maschinengewehren zurück.

Mazedonische Front.

Zwischen Wardar und Doiran-See lag bis zum Abend heftiges Feuer auf unseren Stellungen; ein Angriff ist nicht erfolgt.

*

WTB. Großes Hauptquartier, 21. Febr. (Amtlich.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Trübes Wetter und Regen hielten die Kampftätigkeit in mäßigen Grenzen.

Südöstlich von Ypern und beiderseits des Kanals von La Bassee schlugen Erkundungsvorstöße der Engländer bei Fliren, zwischen Maas und Mosel Teilangriffe der Franzosen fehl.

Bei Wegnahme des Stützpunktes südlich von Transloy am 19. Februar sind zwei Offiziere und 36 Engländer gefangen, 5 Maschinengewehre erbeutet worden.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

In einzelnen Frontabschnitten vornehmlich in den Waldkarpathen und beiderseits des Oitoztales Artilleriefeuer und Vorfeldgefechte.

Mazedonische Front.

Lebhaftem Feuer zwischen Wardar und Doiransee folgten abends Vorstöße englischer Abteilungen, die abgewiesen wurden.

*

WTB. Großes Hauptquartier, 22. Febr. (Amtlich.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Kronprinzen Rupprecht von Bayern

Südlich von Armentieres drangen nach starker Feuerwirkung mehrere englische Kompanien in unsere Stellung; kraftvoller Gegenstoß warf sie sofort hinaus. Bei Säuberung der Gräben wurden

200 tote Engländer gezählt, 39 Mann gefangen zurückgeführt.

Erkundungsvorstöße des Feindes südwestlich von Warneton, südlich des La Bassee-Kanals und zwischen Ancre und Somme schlugen fehl.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

Südwestlich von Riga und am Südufer des Narocz-Sees scheiterten Unternehmungen russischer Abteilungen bis Kompaniestärke.

Bei Labusy, an der Schtschara und an mehreren Stellen zwischen dem Dnjester und den Waldkarpathen wurden einige Handstreiche von unseren Stoßtrupps erfolgreich durchgeführt.

An der

Front des Generalobersten Erzherzog Joseph

und bei der

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen

herrschte bei Schneetreiben nur geringe Gefechtstätigkeit.

Oestlich des Wardar versuchten sich Engländer vor unserer Stellung einzunisten; sie wurden im Handgranatenkampf vertrieben.

*

WTB. Großes Hauptquartier, 23. Febr. (Amtlich.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Bei Nebel und Regen verlief der Tag in den meisten Abschnitten ruhig; an einzelnen Stellen der Artois- und Somme-Front, auch zwischen Maas und Mosel, kam es zu räumlich begrenzten Kämpfen von Erkundungsabteilungen. Mehrere Gefangene sind eingebracht worden.

Oestlicher Kriegsschauplatz:

Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

Bei Smorgon, westlich von Luck, sowie zwischen Zlota-Lipa und Narajowka war das Artillerie- und Minenwerferfeuer lebhafter als sonst.

Bei Zwyzyn östlich von Zloczow drangen unsere Stoßtrupps in die russische Stellung und kehrten nach Sprengung von vier Minenstellen mit 250 Gefangenen, darunter drei Offizieren und zwei Maschinengewehren zurück.

Südöstlich von Brzczany war gleichfalls ein Erkundungsvorstoß erfolgreich.

Heeresfront des Generalobersten Erzherzog Joseph.

Nichts Besonderes.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen.

Unsere Sicherungsposten wiesen in der Sereth-Niederung bei Corbul den Angriff mehrerer russischer Kompanien ab.

Mazedonischen Front

Nichts Neues.

Für Dich!

Von Pfarrer Daiber, Schmieheim.

Tausendmal und freudig fühle ich mich einverstanden mit all denen, die da und dort der Handlungsweise des amerikanischen Präsidenten Wilson gegenüber das richtige Wort gefunden haben. Ja, das ist widerliche Heuchelei, so widerlich, daß sie jeden ehrlichen und geraden Menschen bis auf den Grund aufwühlen muß. Aber bei dieser Empfindung dürfen wir nicht stehen bleiben. Aus ihr muß etwas anderes, für uns Wertvolles werden. Vielleicht bringt das letzte Erlebnis in uns gutmütigen und leichtgläubigen Deutschen endlich das zustande, daß wir uns auf die Kraft der Ehrlichkeit und Wahrheit besinnen. Ich meine das gar nicht in dem landläufigen Sinne, als ob die Ehrlichkeit unserer Absichten und die Wahrhaftigkeit unserer Gesinnung, unserer Taten, unserer Worte uns bei unseren Feinden und den Neutralen zu einem — wer weiß wann eintretenden — Ansehen und moralischen Sieg verhelfen könnte. O nein! Das haben wir hoffentlich für immer verlernt. Die Kraft der Wahrheit und Ehrlichkeit muß unter uns Herz und Sinn spannen. Wir müssen bereit sein, die ganze Wucht dieser elementaren Kraft in uns aufzunehmen. Sie muß Hammer und sie muß Schwert werden. Und sie kann es, wenn wir mit offenem Sinn in dieser Zeit stehen, die groß ist an Not und Jammer, die aber — und das scheint mir die Absicht dieses blutigen Ringens zu sein — noch viel, viel größer werden soll an Kraft und Macht deutscher Treue, deutscher Liebe und deutscher Opferfreudigkeit. Das alles kann und muß werden, wenn wir mutig den Tatsachen in die Augen schauen. Gewiß, wir müssen manchmal die Hände ballen, wir müssen uns alle Kraft antun, um nicht vor Wut aufzuschreien. Oder war es nicht so, als wir Deutschen aus treuer Gesinnung und tiefem Empfinden heraus unserem Kaiser zugejubelt haben, als er das Wort zu einem jetzt schon möglichen Frieden gesprochen hatte und wir dafür nur Hohn und Beschimpfung bekommen haben? Wen hat es da nicht geschüttelt, und wer hat sich da nicht innerlich gereckt? Wenn wir es doch alle begreifen wollten, die Schar, die sich auf uns stürzte, wollte uns mit ihren Anwürfen von Verdächtigungen und ehrlosen Lügen wie unter einem Müllhaufen zudecken; in Wirklichkeit hat sie aber nur erreicht, daß wir aufgestanden sind und den stolzen Trotz im treuen Auge haben. Und wenn nun in diesem Kraftbewußtsein der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit unsere verantwortliche Regierung jetzt erst zu einer Tat gekommen ist, die uns allen für einen Augenblick das Herz stocken ließ, so wissen wir, das ist nicht freventliches Spiel mit Glück und Leben von Hunderttausenden unserer tapferen Soldaten, sondern das ist der letzte Schritt, den der Deutsche nicht und niemals gemacht hat, ohne der unbestechlichen Wahrheit und Gerechtigkeit ins Auge geschaut zu haben. Und wenn Deutschlands Regierung — man darf fast sagen, die amerikanische Regierung bittet, sie möge diesen Schritt als einen bitteren Zwang unserer Lage verstehen und möge mitbeitragen, Tausende und Abertausende Menschenleben hüben und drüben zu schonen, und wenn wir darauf als Antwort den Abbruch der diplomatischen Beziehungen bekommen — weiß Gott — da kann nichts anderes in uns aufleben als Bismarcks stolzes, frommes Wort: Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt!

Möchte doch dieses Wort wie Feuerfunken von Herz zu Herz springen und in Deutschland eine lohende Flamme werden, nicht um gierig zu fressen, sondern um zu läutern und bereit zu machen, die Kraft in jedem deutschen Mann und in jeder deutschen Frau in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Oder wie? Sollte es Männer und Frauen geben, denen das Herz auch jetzt noch nicht warm geworden ist? Ich mags nicht glauben; aber, wenn Du mit Fingern auf diesen oder jene zeigst, dann muß ich ja glauben und muß schweigen, beschämt schweigen. Aber in diesem Schweigen höre ich um so lauter von ferne den dumpfen Schritt derer, die sich zum Todesgang rüsten für uns. Ernst und gewaltig ist ihr Tun und wird es mit jedem Tag mehr. Jeder einzelne, der schon im Feuer gestanden und dem wir begegnen, er ist eine Frage an dich und mich: „Stehst du auf Posten? Siehst du den Feind?“ Was wollen, oder was können wir antworten? Sieh, unser Vaterland, das Stückchen eigen Land, das deine und meine Wiege getragen, es ist in Not, in schwerer, großer Not, und geholfen kann ihm nur werden mit dem Herzen. Laßt uns helfen, wo und wie wir können! Laßt alles fahren, was trennt; räumt weg in Stadt und Land, was hindert; sei jeder freudig und mutig; sei einer dem andern Anlaß zur Zuversicht; verscheucht die feigen, mutlosen Geister, die immer geschäftig sind, uns einzufangen! Lasset die Liebe neu in uns werden! Sie macht die Ohren scharf, die Herzen willig, die Hände geschäftig. Und wenn demnächst unser Kaiser wieder ruft, daß wir helfen sollen mit unserem Geld, um durchzuhalten im Kampf und zu erhalten, was wir durch so viel Blut errungen haben, dann lieber, deutscher Mann, liebe, deutsche Frau, liebe, deutsche Jugend, hilf und wisse, du hilfst dir selbst. Zeig mit deiner Hilfe, wo und wann immer sie begehrt wird: Deutsche Liebe stirbt nicht und deutsche Kraft bricht kein Lug und kein Trug.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Stimmung im Felde.

Feldpostbrief eines sozialdemokratischen Schriftleiters.

Der Schriftleiter des sozialdemokratischen Karlsruher „Volksfreunds", H. Winter, hat seinem Blatt den folgenden Feldpostbrief über die Weihnachtsfeier der badischen Grenadiere gesandt, der ein sehr lebendiges, anschauliches und dabei ungeschminktes Bild gibt von der Stimmung unserer Truppen im Felde. Herr Winter schreibt seinem Redaktionskollegen:

„Siehste, mein Lieber, jetzt sitzen wir doch noch einen Weihnachtsabend im Feld. Es kommt halt erstens immer anders und zweitens als man denkt. Wenn ich aber sehe, wie unsere Leute sich eine Weihnacht auch unter wenig romantischen Umständen zu bereiten verstehen, so kann ich nur jeden bedauern, der diese Erlebnisse nicht mitmacht. Aeußerlich kündet sich ja nirgends ein Festtag an. Unser Leben geht seinen ewig gleichen und doch an Abwechslung nicht armen Gang. Die paar kalten Tage und das folgende Tau- und Regenwetter hüllten unsere Gräben keineswegs in ein festliches Gewand. Die Kälte überzog den Kreide- und Kalkstein mit einer dünnen Eisschicht, daß man meinte, zwischen glitzernden Eismassen zu gehen. Das Tauwetter löste dann das Eis wieder auf, ganze Wandstücke rutschten ab, Berge von Schmutz und Schutt füllten die Gräben an, der einsetzende Regen weichte dann alles zu einer Champagnebrühe von unübertrefflicher Güte auf. Da sie sich vermöge ihrer Zähigkeit nicht etwa von selbst entfernt, muß sie eben mit Steinen, Erde und allem, was in den Graben gerutscht ist, unter Anwendung von Brachialgewalt hinausgeschippt werden, denn der Graben muß „im Schuß" sein. Mit Schanzkörben werden die Grabenwände versteift, mit Bohlen und Brettern gestützt, mit Lattenrösten werden ungangbare Stellen überbrückt, Senkl̈cher angelegt, kurz, es wird Tag und Nacht geschafft. Und dazu natürlich auch geschimpft! Dazu ist man doch aus Karlsruhe, Mannheim und den umliegenden Ortschaften. „Wenn kräft'ge Flüche sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort", heißt es schon bei Schillers. „Mit Schaufel und Schippe schmeiße die Schmiere hinaus", würde Richard der Große dichten. Besagte Schimpferei macht aber keinen Grenadier für vorgesetzte Lobreden unempfindlich, und er fühlt sich recht geschmeichelt, wenn der Major für den hergerichteten Graben unserer königlichen Sechsten die Prädikate „sauber" und „in Ordnung" findet.

Nun zum Fest! Soeben geht unser Bataillonsführer, als kriegerischer „Belznickel" durch den Graben und verteilt Zigarren. So sehr unsere Leute auch geschimpft haben, daß es eine Sünde sei, den heiligen Sonntag und dazu den heiligen Weihnachtsabend durch solche knechtliche Arbeiten zu entweihen, jetzt söhnen sie sich doch mit vielem aus. Daß sie daran denken, wie sie sonst Weihnachten zu feiern pflegten, im Kreis der Familie beim Lichterbaum, bei Kaffee und Weihnachtsgutseln, und daß ihnen das viel schöner vorkommt, daran braucht nicht gezweifelt zu werden. Sie haben alle Gemüt, viel Gemüt und eine starke Neigung zur Gemütlichkeit, aber doch sind sie nicht sentimentaler oder weinerlicher Stimmung. Das gibts bei einem waschechten Pfälzer und seinem mittelbadischen Nachbarn nicht. Es hält natürlich jeder, wenn er heute seinen Dienst macht, seinen Posten steht, eine Rückschau und Vorschau. Dazu lädt das Fest am Jahresende ja ein. Um von mir selbst zu sprechen, muß ich sagen, daß ich keinen der vielen schweren Tage, selbst die an der Somme nicht, in meiner Erinnerung missen möchte oder bedauerte, ihn erlebt und durchgekämpft zu haben. Diese Fülle von seelischen Erlebnissen ist unbezahlbar und durch nichts anderes ersetzbar. Man hat das Bewußtsein einer Leistung, eines Verdienstes um das Ganze, und das macht auch den letzten Grenadier stolz. In unseren Weihnachtsgefühlen klingen noch viele Untertöne mit, die nicht an die Ohren der Lieben zu Hause dringen. Wer nicht selbst hier draußen war, kann sich unmöglich in unsere Stimmung, die aus den wunderlichsten Bestandteilen gemischt ist, hineindenken, und auch aus der Zeitung mit ihren Schützengrabenschilderungen kann man sich kein Verständnis dafür anlesen. Man muß es selbst erlebt haben, monatelang nicht aus den Kleidern zu kommen, sich tagelang nicht waschen zu können, in einer „Wohnung" mehrere Meter tief unter der Erde zu hausen bei der kümmerlichen Beleuchtung einer Kerze, bei Massenspeisung und Eintopfgericht und bei der mehr oder minder großen, aber immer drohenden Lebensgefahr. Es gehört Schneid und innere Stärke dazu, unter solchen Umständen überhaupt so etwas wie Festfreude aufzubringen, aber wir bringen es fertig. Schaue nur einmal heute abend hinab in die tiefen Stollen, wo die einzelnen Gruppen ihre Quartiere haben: da hat jede ihren Weihnachtsbaum, festlich geschmückt und glänzend beleuchtet. Man muß staunen, wie es den Leuten gelang, sich alles zu beschaffen. Die Tanne fehlt ja, aber die Forle leistet denselben Dienst. Bei Feldweihnachten bedeutet Phantasie alles, Wirklichkeit nichts. Mein Baum steckt in einer großen Konservenbüchse, deren profanes Aeußere mit der Aufschrift „Prima Zwetschgen mit Kern, leicht gefärbt" durch buntes Seidenpapier den Blicken entzogen ist, das aus einer Liebesgabensendung stammt. Daß die Büchse mit Champagnedreck vollgestopft ist und dem Baum seinen Halt gibt, das braucht niemand zu wissen. Die Watte, in die eine liebende Hand zu Hause ein Kognakfläschchen verpackte, befreit uns in Form von Schneeflocken von dem unerquicklichen Anblick. Zum Putzen des Baumes verwandten wir mit Staniol hübsch umwickelte Stückchen Stacheldraht, mit Seidenpapier verkleidete Patentverschlüsse von Bierflaschen, aus Weißblech geschnittene Sterne, gelbe Zigarrenbeutel, Blechverschlüsse von Handgranaten usw. Wären unsere Stollen hoch genug, um größere Bäume aufzunehmen, so hätten wir sicher Ausbläser, Blindgänger, Gewehrgranaten, Minen und anderes Schießzeug daran gehängt und hätten uns darüber gefreut. Die Geschenke stellte die Heimat.

In diesen Tagen trat sogar die Friedensfrage hinter der Postfrage zurück. Während es früher, wenn ich durch den Graben ging, hieß: „Was mäne Se, Herr Unteroffizier, brecht der Friede bald aus?" oder: „Määnscht, sie losse sich druff ein?", so lauten jetzt die häufigsten Fragen: „Wann kummt Poscht?" oder: „Kennt mer sei Poscht hawwe?" oder: „Do hinne bummle se scheints widder, e groß Freßpaket is schun vierzeh Dag unnerwegs, haw ich g'schriwwe kricht." So geht es fort von morgens bis abends. Und wenn ich nachts um 11 Uhr das letzte Paket, die letzte Karte ausgegeben habe, frägt Minuten später mit tödlicher Sicherheit einer: „Wann kummt morge Poscht?" Post, Post und nichts als Post, das ist in den Gräben das häufigst gehörte Gerede. So entwickelte sich unsere diesjährige Kriegsweihnacht. Ob es die letzte ist?

Mit der Friedensfrage selbst haben wir uns abgefunden. Nach der anfänglichen Freude, denen die Zweifel folgten, griff eine ruhige Gelassenheit Platz. „Mer misse uns halt im Frühjahr noch emol an de Lade lege, dann werde se genug hawwe", das ist die Grundstimmung bei unseren Leuten. Vielleicht, vielleicht bleibt dieses letzte der Menschheit erspart. Aber dazu hilft unser Grübeln nichts. Wir tun unsere Pflicht und Schuldigkeit und freuen uns über das heute, gemäß dem Spruch: „Setz dich über alles weg, freu dich über jeden Dreck", und am letzteren fehlt es ja nicht. Soldaten- und Heimatlieder klingen aus den Stollen heraus, alles freut sich und jubelt, und der Feind mag erstaunt lauschen oder verbissen seine Granaten in das Heimatsfest platzen lassen, es kümmert keinen. Aber manchmal sagt man sich: Die da drüben, kaum hundert Meter entfernt, sind doch auch Menschen, Väter, Arbeiter, sie lieben doch auch ihren Herd und ihr Leben. Sollte nicht auch einmal bei ihnen der vielgerühmte französische Menschenverstand zum Durchbruch kommen und ihnen sagen, daß wir nicht die Eroberungslustigen und die Friedensstörer sind, als die ihre Zeitungen uns schildern? Man kann es nur hoffen. Sollten sie aber diese Hoffnung täuschen, so müssen wir eben noch einmal, um mit Hamlet zu sprechen, „eine notgedrungene Tapferkeit an den Tag legen". „Friede den Menschen auf Erden", so heißt die Weihnachtsbotschaft, und darum wehe denen, die keines „guten Willens" sind."

Der Weltkrieg in Zahlen.

Uns wird geschrieben: Die Uebermacht der Feinde Deutschlands läßt sich übersichtlich aus der Bevölkerungsstatistik ersehen und ergibt dann folgendes Bild:

Im Felde gegen Deutschland stehen folgende Völker:

England mit Kolonien	106 000 000	Einwohner
Indien	317 000 000	„
Aegypten	11 500 000	„
Frankreich mit Kolonien	72 000 000	„
Marokko	7 000 000	„
Rußland	161 000 000	„
Belgien	7 500 000	„
Serbien	3 000 000	„
Rumänien	6 000 000	„
Montenegro	250 000	„
Portugal	5 500 000	„
Japan	68 000 000	„
Italien	35 000 000	„
Vereinigte Staaten	100 000 000	„
	899 750 000	Einwohner

Also insgesamt 899 750 000 Einwohner. — Dagegen stehen im Kampfe um ihre Freiheit ringend:

Deutschland mit Kolonien	79 000 000	Einwohner
Oesterreich-Ungarn	52 000 000	„
Bulgarien	4 500 000	„
Europäische Türkei	6 200 000	„
	141 700 000	Einwohner.

Die Uebermacht der Feinde beträgt somit volle 758 050 000 Seelen. Aus dieser gewaltigen Uebermacht läßt sich also leicht ersehen, daß Deutschland und dessen Verbündete alle ihre Kräfte anspannen müssen, um als Sieger aus diesem gigantischen Kampfe hervorzugehen. An der Hand dieser Vergleichszahlen läßt sich aber auch erst der Heldenmut der Truppen der Mittelmächte und deren geniale Führung bemessen. Beiden ist es zu verdanken, daß Deutschland und seine Verbündeten bisher nicht überwältigt wurden, sondern sogar auf allen Fronten siegreich bis tief in die feindlichen Länder eindringen konnten. In Anbetracht muß nun auch noch der Umstand dabei gezogen werden, daß die heute noch neutralen Länder mit ihrer Einwohnerzahl der Entente gegenüber sich ebenfalls in starker Minderzahl befindet, diejenige der Mittelmächte aber übersteigt.

Als neutral müssen heute noch angesehen werden:

Süd- und Mittelamerika mit	75 000 000	Einwohner
China	440 000 000	„
Spanien	20 000 000	„
Holland	6 000 000	„
Dänemark	1 400 000	„
Norwegen	2 500 000	„
Schweden	5 600 000	„
Schweiz	4 000 000	„
Griechenland	3 000 000	„
	557 500 000	Einwohner.

Also insgesamt 557 500 000 Einwohner. — Die Bevölkerungszahl der Ententeländer übersteigt die der noch neutralen Staaten somit um volle 342 250 000 Seelen. Dahingegen übertrifft die Bevölkerungszahl der Neutralen die der Mittelmächte um 415 800 000 Seelen. Aus der ganzen Zusammenstellung läßt sich also leicht erkennen, daß Deutschland und dessen Verbündete sich tatsächlich mit einer Welt von Feinden im Kampfe befinden und demnach auf der ganzen Linie nicht nur diese Welt von Feinden im Schach gehalten hat, sondern vor allen Dingen auch imstande waren, die deutschen Gauen, mit ganz geringen Ausnahmen, vor den Verwüstungen des Krieges zu schützen. Was aber den deutschen Heeren bisher gelungen ist, wird ihnen nicht nur auch weiterhin gelingen, sondern ihnen auch den endgültigen Sieg in dem Weltkriege sichern. Daß es sich tatsächlich um einen Weltkrieg handelt, beweist, daß von der gesamten Bevölkerung der vorher angeführten Staaten, die 1 598 950 000 beträgt, sich 1 041 450 000 im Kriege befinden, und nur 557 500 000 neutral geblieben sind. Es ergibt sich somit ein Plus der sich im Kriege Befindlichen gegenüber den neutral gebliebenen Völkern von 438 950 000 Seelen. (B. zens.)

Neues von Emin Pascha.

Ueber den Tagebüchern Emin Paschas, der eigentlich Edmund Schnitzer hieß und aus Oppeln stammte, hat ein seltsam abenteuerliches und doch freundliches Geschick gewaltet. Es mutet fast wie ein Märchen an, daß diese für die Wissenschaft sehr wertvollen aber auch für weiteste Kreise fesselnden Aufzeichnungen jetzt gedruckt vorgelegt werden können. In den nächsten Tagen erscheint im Verlag Georg Westermann zu Braunschweig das erste Heft des ersten Bandes der „Tagebücher von Dr. Emin Pascha", herausgegeben mit Unterstützung des Hamburgischen Staates und der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung von Dr. Franz Stuhlmann als etwas verspäteter Festgruß zum 80. Geburtstag Georg Schweinfurths.

Der Herausgeber erzählt ausführlich die Odyssee der Aufzeichnungen. Nachdem am 23. Oktober 1892 Dr. Emin Pascha in Kinenas Dorf ermordet war, wurden seine Tagebücher (offenbar von den Verbrechern) an den Kongo gebracht. Einen Teil derselben fand im Februar des folgenden Jahres zu Nyangwe, einen anderen am 22. April in Kassongo der Kapitän Dhanis auf. Der Hauptanstifter des Mordes wurde durch Kommandant Lothaire am 9. Januar 1894 hingerichtet. Dhanis schickte seine Funde sofort der Regierung des Kongostaates nach Brüssel, die sie dem deutschen Gesandten übergab. Ein Jahr später gelangte auf ganz demselben Wege der gleichfalls von Dhanis gefundene Koffer Emins an Dr. Georg Schweitzer, den Vetter des Paschas und Vormund von dessen Tochter Frida. So waren die Dokumente über die am 26. April 1890 von Bogamoyo aus angetretenen Reise bis zum Todestage gerettet. Ferner trafen aus Zanzibar noch die Tagebücher ein, die Emin bei seinem letzten Zuge ins Innere an dem Ausgangspunkt zurückgelassen hatte: sechs Bände, die Aufzeichnungen vom 15. Oktober 1875 bis zum 3. Dezember 1899 umfassend. Wie durch ein Wunder sind auf diese Weise die sämtlichen Tagebücher Emins, durch 17 Jahre hindurch, lückenlos erhalten geblieben. Aber damit ist ihre Geschichte keineswegs erschöpft. Schweitzer verkaufte sie nämlich mit dem gesamten übrigen literarischen Nachlaß an den damaligen Direktor der Pommerschen Hypothekenbank W. Schulz, der sich verpflichtete, die Schätze der Wissenschaft nutzbar zu machen und sie Deutschland zu erhalten. Nach dem Zusammenbruch der Bank aber wanderten sie mit ihrem Besitzer in den dritten Erdteil, nach Amerika. Ein beabsichtigter Ankauf 1910 zerschlug sich. Endlich 1912 kam das ganze Material nach Berlin zurück, und das Hamburger Kolonialinstitut erwarb den Nachlaß für 12 000 M. Dr. Stuhlmann erhielt den Auftrag, die Tagebücher der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen.

Von den ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen der große Forscher und kühne Reisende zu kämpfen hatte, gibt schon das kleine, bislang verliegende Stück der ganz sachlich gehaltenen Aufzeichnungen eine gute Vorstellung. So heißt es am 5. Juni 1876: „Schon um Mitternacht hatte ein recht tropischer Regen mit Donner und Blitz begonnen und dauerte noch, als wir zur Abreise uns anschickten. In strömendem Regen ging es durch dürre bewachsene Felder mit spärlichem Baumwuchs und im ganzen welliges Land durch einzelne Dörfer, oft wieder bis an die Brust in vom Regen angeschwollenen Chor (Flußläufe) von oft beträchtlicher Breite. Ueberall klangen in den Dörfern die Roggara (Trommeln) der Eingeborenen, die sich so von unserem Heranziehen gegenseitig benachrichtigten. Weder Regenmantel noch Taschen von Leder schützten uns und die Instrumente vor den unaufhörlich niederstürzenden Fluten." Dann wieder geht's weiter durch weit über mannshohe Gräser, die vom Tau kalt und feucht sind und die Wanderer völlig durchnässen, während die Tropensonne unbarmherzig auf ihre Köpfe niederbrennt. Am 16. Juli heißt es: „Schon um 4 Uhr früh kam Mremma mit seinen Unterchefs, um mir nochmals die Gefahren der Straße vorzustellen, wurde aber abschlägig beschieden. Nebel, feucht. Eine stattliche Karawane war es, welche sich früh 6 Uhr in Bewegung setzte. . . . . So geht es im Eilschritt vorwärts, bis wir um 10½ Uhr an einen enormen Sumpfboden gelangen, der durchgangen werden muß. Zwischen Sumpfgräsern zieht sich ein ½—1½ Meter breites Band von Schmutzwasser — stellenweise eine kohlschwarze Schlammrinne (Humus) hin, die den Weg weist. Bis ans Knie, stellenweise auch zur Brust, reicht die trübe Flüssigkeit. So geht es über eine Stunde im Schlamm fort. Die einzelnen Euphorbien, die hier und da dem Schlamm entsprossen, fühlen sich wohler als wir. Beim Heraustreten muß ich wohl ein eigenes Schauspiel geboten haben, denn die Leute lachten den „Msudu Msuzungü" von Herzen aus. . . . Fort ging es nun wieder, weder zum Essen noch zum Trinken blieb Zeit, obgleich wir unterwegs keine Seele getroffen, bis ich endlich um 12 Uhr eine Rast anordnete, die mir auch für sage drei Minuten gewährt wurde. Bald darauf aber trafen wir wirklich fünf bis sechs völlig bewaffnete Neger, Kabregas, die zur Seite der Straße im Grase saßen und den einzelnen Weißen, der es wagte, ihr Gebiet zu durchziehen, regungslos, jedenfalls aber nicht gerade mit Freundesgefühlen, anschauten. . . . Wie gern ich nach einem Marsche von 8 Stunden 45 Minuten eine Stunde ruhte, kann nur der ermessen, der den Eilschritt der Neger kennt."

Wie der „Kuli" spricht!

(Ein Beitrag zur deutschen Seemannssprache.)

⊙ Aus Flandern wird uns geschrieben: Kuli? Ist das nicht die Bezeichnung für irgend einen ostasiatischen Arbeitsmann, der sich zu der niedrigsten Arbeiten verdingt? Mag sein: hier ist der Matrose gemeint, der deutsche Mariner, der sich selbst diesen Titel beigelegt hat und darauf sogar stolz ist. Um das zu verstehen, muß man etwas von dem Wortschatze unserer blauen Jungen kennen, einem Wortreichtum, der in dem großen Weltkriege eine ungemein große Bereicherung erfahren hat. Salonausdrücke sind es natürlich nicht, die der „Kuli" liebt; nach Seemannsart ist seine Sprache derb, aber dabei immer von gesundem Humor umstrahlt. So führt das Kriegsschiff bei ihm den Namen „Scheuergrahm", weil die militärische Ordnung ein fortwährendes Reinmachen und Scheuern verlangt. Die Schiffe ordnet er ein als „oller Pott", „Schliekrutscher" oder „feiner Kahn". Die Bedeutung dieser Worte ist ohne weiteres erkennbar. Ein U-Boot kleineren Typs ist ein Wasserfloh, die größeren sind Weltrosse. Das Torpedoboot ist eine Konservenbüchse. Auch die Kameraden niederen und höheren Ranges müssen sich allerhand Kosenamen gefallen lassen. Aus dem Heizer wird ein Schwarzkünstler oder ein Stocher, der Maschinist trägt die ehrende Bezeichnung Oelprinz. Der Maschinistenmaat, der häufig einen Reinigungslappen aus Twist gebraucht, wird zum Twistlappenakrobaten, der Ingenieuranwärter zum Oelkadetten oder zum Bunkerfähnrich. Die seemännischen Fachausdrücke finden naturgemäß eine vielseitige Verwendung: das Essen wird „verstaut"; wenn der Matrose sich ankleidet, dann „takelt er sich auf", wenn er Urlaub hat, dann „schießt er an Land", um zwei Bekannte zu treffen, den „Fettlappen" (Schiffskoch) und den „Briefträger" (d. t. ein Torpedomatrose, so genannt wegen der roten Binse an der Mütze). Von zwei übereinanderstehenden Betten heißt das untere das U-Boot, das obere das Luftschiff. Die Hängematte ist der Wigwam des Matrosen oder sein Schlafschlauch, sein Zeppelin oder seine Luftrolle. Das bekannte Unterseebootshebeschiff „Vulkan" ist von dem Mariner mit liebevollem Verständnis für die Eigenart dieses Schiffes „Hebamme" getauft worden. Bekommt der Matrose Marmelade ausgehändigt, so redet er respektlos von Marsstangenschmiere. Hering mit Pellkartoffeln, ein gewiß nicht zu verachtendes Gericht, ist für den Mariner ein Unterseeboot mit Handgranaten. Die Seemine ist für ihn die Seezwiebel, und die fliegenden Gerüchte, bei dem Feldheere „Parolen" genannt, bezeichnet der Seemann als die „Gallionszeitung".

Kriegshumor.

Zu viel verlangt.

In einem vornehmen Hause erscheint ein junges Ehepaar und besieht sich eine schon lang leer stehende Wohnung. Mieter und Wirt sind im allgemeinen einig, nur erlauben sich die jungen Leute noch einige Wünsche zu äußern. „In diesem Zimmer könnten wir ein großes Fenster gebrauchen. Wir haben nämlich sehr kostbare Orchideen, die viel Sonne nötig haben." — Der Wirt: „Nichts leichter als das gnädige Frau. Das ließe sich machen." — „Und hier, die Wand, die uns von der Nachbarschaft trennt, müssen Sie schallsicher abdämpfen lassen, denn es ist gräßlich, wenn man jeden Laut von drüben hört." — „Gut, auch diesen Wunsch werde ich erfüllen." — „Das Schlafzimmer ist sehr groß. Es wäre hübsch, ein Kämmerchen davon abzuteilen, denn vielleicht — (ein sanftes Erröten der jungen Frau) — bekommen wir Familie." — Der Hausherr wird ein bißchen verdrießlich über diese Zumutung, denn er sieht ungern das Zimmer verschandelt. Aber die große Wohnung bringt ihm bereits ein halbes Jahr keinen Zins. Er verspricht mit saurer Miene auch dies. „So wären wir einig", nimmt der junge Gemahl das Wort. „Die Miete zahlen wir natürlich nachträglich." — „Nein, meine Herrschaften", entgegnet der Hauswirt: „erst haben Sie Orchideen, dann Horchideen, dann Storchideen, nun noch Vorgideen — das ist zu viel verlangt."

*

Scherzfragen.

Welche Aehnlichkeit besteht zwischen einem Kanonier und einem Rentner? — Beide können aufprotzen.

Welche Aehnlichkeit besteht zwischen einer Granate und einem Zopf? — Beide werden gedreht.

Warum ist eine alte Tratschen immer musikalisch? — Weil sie, um eine Neuigkeit auszuposaunen, die Nachbarschaft zusammentrommelt.

Welches ist der musikalischste Teil am menschlichen Körper? Er fängt mit A an. — Das Auge, denn es hat zwei Lider und Wimpern, an denen man klimpern kann.

Was nimmt man immer zu ernst und was nie ernst genug? — Das kleinste Unglück und das größte Glück.

(Aus der „Liller Kriegszeitung".)

Verantw. Redakteur: Karl Binder. Druck und Verlag der „Badischen Landeszeitung". G. m. b. H. in Karlsruhe.

Energische Maßregeln. England arbeitet fieberhaft. Zunächst hat man die Ausrottung des Uhu beschlossen, da dieser Vogel durch sein „U-hu!“ allnächtlich die grausigsten Schrecken verbreitet.

*

Kasernhofblüte. Ein recht unbeholfener Rekrut wird während der Ausbildung von seinem Feldwebel wegen schlechter Kehrtwendungen zurechtgewiesen. Als alle Worte unwirksam blieben, riß dem Feldwebel die Geduld und ließ er sich zu der Aeußerung hinreißen: „Mensch, wenn ich bei Ihrer Geburt zugegen gewesen wäre, hätte ich auch kommandiert: — „Kehrt marsch!““

*

Zeitgemäß! Landsturmfeldwebel: „Weil heute morgen alles so gut geklappt hat, wollen wir jetzt Freiübungen mit der Front nach der „Wurstfabrik“ machen.“

(„Jugend“.)

*

Abwechslung. Gast: „Brr, ist das Bier kalt — rasch 'n Kognak hinterher — alle Wetter, brennt der — schnell noch 'n Glas Bier!“

*

Im Museum. Besucher (zum Aufseher): „Hier haben Sie zehn Pfennige für Ihre schöne Erklärung — schade, daß billiger Sonntag ist, sonst hätte ich Ihnen zwanzig gegeben“

*

Auf der Vizinalbahn. Lokomotivführer (an der abschüssigen Stelle, zornig nach hinten): „Wart' ich werd' Euch helfen, Ihr Malefizlausbuben! Wer schiebt denn da hinten?“

*

Verschnappt. „Ihre Großmutter wollen Sie besuchen? Die ist doch vor sechs Monaten, soweit ich mich erinnere, gestorben?“ — „Zu Befehl, Herr Feldwebel, jetzt lebt sie wieder!“

(„Fliegende Blätter“.)

Büchertisch.

Rücksendung von Rezensionsexemplaren ist ausgeschlossen. Besprechung erfolgt nach freiem Ermessen.

Klassische Dramen auf der Bühne. Von Dr. Hans Lebede. (Zeitschrift für den deutschen Unterricht: 11. Ergänzungsheft.) Leipzig, Teubner 1916. 112 S. 3.60 M.

Der Titel dieses Buches entspricht nicht ganz seinem Inhalt. Er ist vielleicht etwas zu eng gefaßt. Es bietet mehr, als seine Ueberschrift zu versprechen scheint. Eine moderne Dramaturgie, die in knapper, gemeinverständlicher Fassung die Ergebnisse der theatergeschichtlichen Forschung, die Entwicklung unserer deutschen Bühnenformen, das Verhältnis des klassischen Dramas zum szenischen Theater, dessen ganze technische Entwicklung bis zur Gegenwart und die Richtlinien für die dramaturgische Behandlung der Texte zusammenfaßt. Das Buch ist ursprünglich für die Zwecke der Schule bestimmt. Es will dem Schüler bei der Betrachtung des klassischen Dramas im deutschen Unterricht mehr Anregung geben, als sie ihm gemeinhin dabei zuteil wird. Es wendet sich gegen die große Zahl der pädagogischen „Aufbauarchitekten“, der „Schuldschnüffler“ und der „Textgründlinge“, die es durch die trockene Art ihrer philologischen Betrachtung vielfach fertig bringen, dem Schüler alle Freude am klassischen Drama zu verleiden. Lebede bestrebt sich, bei der heranwachsenden Jugend das Verständnis für alle Forderungen des praktischen Theaters zu wecken und damit das Verständnis für die dramatische Kunst selbst, die von ihren Beziehungen zum Theater losgelöst in einseitige Beleuchtung gerät, entsprechend zu heben. Das Buch will keine neuen Resultate geben, es begnügt sich, die Ergebnisse des bisher Geleisteten in neuer Anordnung und Zusammenstellung einem weiteren Leserkreise zugänglich zu machen. Dieser Zweck wird in so vortrefflicher Weise erfüllt, daß das Buch weit über seine ursprüngliche Bestimmung hinaus allen Freunden des Theaters, insbesondere aber den Theaterangehörigen selbst, eine wertvolle Gabe bietet. Insbesondere allen jungen Schauspielern und Schauspielschülerinnen, die sich über die Grundzüge der Theatergeschichte und der wichtigsten Fragen der einschlägigen dramaturgischen Literatur in zuverlässiger und anregender Weise unterrichten wollen, kann das Buch Lebedes, der sich u. a. schon durch seine wertvollen Einführungen in Wagners Musik-Dramen und neuerdings durch eine Bühnenbearbeitung des zweiten Faust bekannt gemacht hat, auf das wärmste empfohlen werden. Der Verfasser verliert sich nirgends in trockene wissenschaftliche Darlegungen; er beherrscht die ganze theatergeschichtliche und dramaturgische Literatur in umfassender Weise und besitzt neben seinen literarischen Kenntnissen einen scharfen Blick für das Theater, dessen Technik ihm bis zu den neuesten Errungenschaften der Drehbühne, der Versenkbühne, der Schiebebühne und der neuesten Beleuchtungssysteme vertraut ist. Den bloß antiquarischen Versuchen abhold, vertritt er den einzig richtigen modernen Standpunkt: daß das heutige Theater das Recht und die Pflicht hat, das klassische Drama vergangener Zeiten mit allen Mitteln moderner Technik zu möglichst einprägsamer szenischer Wirkung zu bringen. Sehr lehrreich sind die tabellarischen Zusammenstellungen verschiedener klassischer Dramen, des Nathan, des Macbeth, Romeo, Egmont, Götz u. a. mit den Bühnenbearbeitungen, die sie durch Schiller und Goethe erfahren haben. Dabei wäre allerdings bei Schillers Bearbeitung des Egmont besser die ursprüngliche dreiaktige Fassung (die fünfaktige ist eine spätere Redaktion von Goethes Hand), bei dem Weimarer Theater-Götz von 1804 besser die erste vollständige Bearbeitung an Stelle der verkürzten Fassung vom Dezember 1804 berücksichtigt worden. Bei Laubes Einrichtung des Wilhelm Tell, der an Geßlers Tod unmittelbar den Schluß des Stückes mit Tilgung des letzten Aktes anreihte, wäre zu bemerken, daß das grausame Verfahren hier weniger Laube, als dem Vorgange der älteren Wiener Bearbeiter, Grüner und Schreyvogel, zur Last fällt. Solche und einige andere kleine Versehen, die bei einer weiteren Auflage vielleicht verbessert werden, vermögen den Wert des gediegenen Buches nicht zu schädigen. Es wird durch seine glückliche Gruppierung alles Wesentlichen und sein lebendiges Verständnis für alle Werte der Bühnenkunst gerade den Theaterangehörigen eine sehr willkommene Gabe sein.

Eugen Kilian.

Rätsel-Ecke.

Bilderrätsel.

Ergänzungsrätsel.

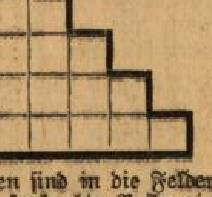
—s, Ar—, —de, Jun—r, L—e, B—k, Se—z, —ne, ke—, A—.

Statt der Striche sind jedesmal 3 passende Buchstaben zu setzen, so daß Wörter entstehen, die in anderer Reihenfolge bedeuten: Sinnesorgan, Baum, Beleuchtungskörper, weibliches Wesen, Teil des Gedichts, Mitteilung, Stolz des Soldaten, Tätigkeit des Auges, Ausdruck heiterer Stimmung, Metall. Die eingefügten Buchstabengruppen müssen in sinngemäßem Zusammenhang eine Kriegsmeldung ergeben, die von der Tätigkeit unserer U-Boote Kunde gibt.

Buchstabenrätsel.

Zum großen Rennen wars mit h ergangen.
Viel Nennungen erfolgten. Doch o weh!
Als kaum das erste Rennen angefangen,
Hieß es, es sei reell nicht zugegangen
Und in der Menge kams zum Wort mit t.

Magisches Dreieck.



A
B D
D E E
E I M M
N N O O S

Die Buchstaben sind in die Felder des Dreiecks derart einzutragen, daß die vorderste senkrechte Reihe einen wichtigen Kriegsschauplatz benennt und die wagerechten Reihen bedeuten: 1. Konsonant, 2. rätselhafte, vielumstrittene Naturkraft, 3. Zeitabschnitt, 4. Himmelskörper, 5. Bodenform.

Abstrichrätsel.

Verstand, Acht, März, Halftern, Ur, Bora, Note, Kram, Siegel

Von jedem Wort ist die Hälfte der Buchstaben zu streichen, derart, daß die andere Hälfte aus nebeneinanderstehenden Buchstaben besteht. Die nicht gestrichenen Hälften müssen im Zusammenhang eine kriegerische Maßnahme benennen.

Auflösungen.

Lösung des Bilderrätsels in Nr. 7 des Unterhaltungsblattes: „Gulaschkanone“.

Richtig gelöst von: Käte Dann und Leopold Dann, hier; Ch. Ricke und S. Gret, hier; Herbert Leuß, hier; Paul Waibel hier; F. L. hier; G. R., hier; s' Madele, Pforzheim.

Lösung des Rätsels in Nr. 7 des Unterhaltungsblattes: „Frieden“ (Eifer, Ferien, fern, nieder, Feinde, Erde).

Richtig gelöst von: Ch. Ricke und S. Gret, hier; Paul Waibel, hier; Herbert Leuß, hier; Käte Dann und Leopold Dann, hier; W. M., Mintheim; s' Madele, Pforzheim; Ernst L., Rastatt.

Verantwortlich: Chefredakteur Walther Günther in Karlsruhe. Rotationsdruck u. Verlag der „Bad. Landesztg.“, G. m. b. H., Karlsruhe.

Nr. 8 | Karlsruhe, 24. Februar 1917 | Erscheint Samstags

Verhaßt ist dir die schlummerlose Nacht,
Doch von dem Todesschlaf willst du nichts wissen.
Ist er denn nicht nach diesem Lebensjoch
Das allersanfteste der Ruhekissen?

Fr. Spielhagen.

Karl Schönherr.

Von Peter Hamecher.

Wenn wir, vor 15 Jahren, von Oesterreichs Literatur sprachen, so meinten wir die Wiener Literatur. Die Stadt stand uns für das ganze Land. Wir dachten an die Kunst der schönen Worte, der zarten Farben, der müden Stimmungen; an das ästhetische Raffinement Hofmannsthals und die nervöse, skeptische Psychologie Schnitzlers. Der Reiz des Seltenen, Erlesenen formte von dieser Dichtung aus, aber zugleich ein leiser Duft der Verwesung. Die Wangen der Wiener Muse zeigten hektische Flecken. In all ihrer Schönheit war sie morbid, dekadent. Es war die Schönheit des Unterganges.

Da begann um die Jahrhundertwende der Aufstand der Provinz gegen die Großstadtliteratur. Man wollte wieder eine Dichtung, die nicht Ausdruck der internationalen Kultur der Weltstädte war, sondern ihre Wurzeln in der Heimat, im Volkstum hatte. Und auch jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle regte es sich damals; die Landschaft erwachte. Hermann Bahr, der ewig spürbereite Vorempfinder des Neuen, entdeckte damals Oesterreich und trat für die neue Forderung der Heimatkünste ein. Die stärkste Begabung aber, die mit jener Reaktion heraufkam, war Karl Schönherr, und in ihm erfüllte sich der Wille jener Bewegung. Seine Kunst bedeutet Gesundung und neue Triebkraft aus dem Unquell des Volkstums, und wenn wir heute von Oesterreichs Literatur sprechen, so ist seine Gestalt es, die, als Gegengewicht gegen das Wienertum, repräsentative Bedeutung hat.

Um 1900 erschien Schönherrs erste dramatische Arbeit: „Die Bildschnitzer“. Eine Tragödie braver Leute. Vorher war er nur mit Dialektdichtungen von rein provinziellem Charakter hervorgetreten, den „Innthaler Schnalzer“ und den „Tiroler Marterln“ und dem Skizzenbuch „Allerhand Kreuzköpf“. Mit dem Einakter „Die Bildschnitzer“ beschritt er den Weg in die große Literatur. Er entdeckte mit ihm das bedeutsame Menschliche und somit im tiefern Sinne Dichterische der Kleine-Leute- und Bauernwelt, die ihm vordem nur um ihrer originellen Artung willen interessiert. Er entdeckte die Komödien und Tragödien des kleinen Lebens und riß ein Stück Sein mit festem Griff hervor, ein Schicksal, individuell und allgemein menschlich zugleich.

Ueberraschend an dem Werkchen, das das soziale Elendsmotiv mit dem Ehebruchmotiv in einer erschütternden Weise zusammenbindet und durch ein Wort voll guter Menschlichkeit löst, war die sichere dramatische Formulierung des Konfliktes und die feste, holzschnittmäßige Darstellung der Figuren. Man dachte an Anzengruber. Aber es war da genug Eigenes, das die Dichtung aus sich selber hielt und ihr einen ganz persönlichen Geschmack gab. Jede Bewegung war gesehen, jedes Wort war gehört, und erfüllt war das Werk von einer eigentümlichen düsteren Schicksalhaftigkeit, von einem echten tragischen Gefühl.

Diese kleine Arbeit war ein Wurf. Aber es war ein weiter Weg, den Schönherr gehen mußte, bis er der Aufgabe, die seiner harrte, gewachsen war; bis er die Form gefunden, den großen dramatischen Stil, in dem er die Gestalten, die in ihm lebten, groß verkörpern konnte. Es sind hier ein paar Werke zu nennen wie „Familie“ und das Märchendrama „Das Königreich“, die als Tastversuche interessant sind. Wie sehr aber der Dichter um die Vollendung und Herausarbeitung seiner Form rang, zeigt die wiederholte Umarbeitung und Neuschaffung seines Dramas „Sonnwendtag“, dem er erst vor wenigen Jahren in der Komödie „Die Trenkwalder“ endgültige Gestalt gab. Gerade die Werke „Familie“ und „Königreich“ zeigen aber auch, wo die Wurzeln von Schönherrs Stärke liegen. Sein Bestes quillt ihm aus der engen Verbundenheit mit dem Leben der Heimat, und Erfolg und Gelingen blühten ihm um so mehr zu, je fester er auf der Scholle stand, je enger er sich an das Volkstum anschloß.

Schönherrs Kunst kommt, wie bei keinem zweiten, aus dem heimischen Boden. In der Verbundenheit mit diesen liegt das Geheimnis seiner Kraft, und je unmittelbarer er der Dichter des Volkes ist, um so stärker zeigt sich seine Persönlichkeit. Seine aufschlußreichsten Bücher sind da vielleicht die beiden Prosabändchen „Aus meinem Merkbuch“ und „Schuldbuch“. Aus ihnen läßt sich am deutlichsten ablesen, wohin seine ganze Artung und Neigung gerichtet ist. In den Skizzen des „Merkbuches“ zeichnet er bäuerliche Charakterköpfe auf, urgewachsen wie die Erde, die sie gebildet. Er liebt diese Originalmenschen, die wie aus erster Hand sind, und wenn er von ihnen erzählt, spielt um seine Augenwinkel ein freundliches Lächeln. Sie sind für ihn Natur, elementares Leben, und wie ein Stück Natur betrachtet er sie und freut sich der Erscheinung. Das andere Werk „Das Schuldbuch“ hat einen düsteren, ja polemischen Grundzug. Er erzählt von den Vergewaltigungen und Verbiegungen der ursprünglichen Natur, des natürlichen Gefühls durch den Zwang abstrakter Mächte, wie der Sitte, des Rechts, der Religion. Für die Kenntnis von Schönherrs menschlichem Fühlen haben diese Prosabücher, die in der Holzschnittmanier guter alter Kalendergeschichten überaus reizvoll sind, in besonderer Weise aufklärende Bedeutung. Was ihn anzieht, wem er sich verbunden fühlt, ist das Natürliche, ist der Mensch der eigenen Kraft und des eigenen Rechtes. Er liebt Wesenheiten, die wie Urgewalten wirken, wie Erdkraft, und aus dieser Neigung wird er zum Dichter der Erde, der Heimat. Wo Schönherr solchen elementaren Erscheinungen gegenübersteht, ist er von voller, ungebrochener Unmittelbarkeit des Lebens. Es entstehen dann Werke wie „Erde“ und „Weibsteufel“, „Glaube und Heimat“ und „Volk in Not“, die die Höhepunkte seines Schaffens sind. Hier findet er auch an der Kraft der Erscheinungen sich entzündet, die große Form, die harte linienstarke Plastik, mit der er die Gestalten der „Erde“ und des „Weibsteufel“ hinsetzt, und den breiten, an Hodler und Egger-Lienz gemahnenden Freskostil der Volksdramen.

Nicht ganz diese Höhe erreichen die Komödie „Die Trenkwalder“ und das Drama „Frau Suitner“, welch letzteres Schönherrs letzte Schöpfung ist. Die „Trenkwalder“-Komödie, die von dem lebenzerfressenden Fluch der Lüge handelt, gehört mit ihrem Motiv in den Stoffkreis des „Schuldbuches“. Sie ist interessant durch die Darstellung des Volksglaubens; aber durch ihre aus den österreichischen Verhältnissen geborenen Tendenz ist sie sehr gebunden. Das Menschliche entfaltet sich nicht frei

genug. In „Frau Suttner" geht Schönherr dem seelischen Problem der weiblichen Unfruchtbarkeit nach. Wundervoll zeichnet er die sich daraus ergebenden Konflikte, wie der Mensch der Scholle sie empfindet. Aber er bedarf hier zuviel minutiöser Psychologie, die seinem dichterischen Wesen nicht entspricht, das Knappheit der Form und einfache Größe der Linie ist.

Das Werk, in dem Schönherr zuerst eine volle Erfüllung gibt, ist die Komödie des Lebens „Erde". Es ist der Kampf des Besitzers und des Erben, ins Bäuerische übertragen; das Lauern auf das Ende, das den Harrenden zum Herrn machen soll. Aber Harren macht Narren. Der alte Bauer Grutz, scheinbar dem Tode verfallen, erneuert sich immer wieder wie die Erde, die er so liebt, mit der Zähigkeit seiner lebenswilligen Bauernnatur. Und Hannes, der Sohn, dessen Haare schon grau werden und der nicht die Kraft hat, sich selber ein Stück Erde zu erobern und sich darauf eine Heimat zu bauen, tröstet sich weiter mit dem Worte: „Mir geht nix ab! Hab mein Essen und mein Arbeit und mit den Hennen ins Bett und mehr braucht der Mensch nit!" In dem alten Grutz ist dem Dichter eine Prachtgestalt gelungen, er wirkt in der Tat wie eine Urgewalt, wie ein Stück Natur in seinem zähen Festhalten und in seiner grausamen Ueberlegenheit, die selbst den Tod verhöhnt. Ihm steht der schlappe Sohn gegenüber, kein Bauer, sondern nur ein Knecht, „ein weicher Batzen", der nicht befehlen kann, und die beiden Mägde, die den Hannes am Bandel haben und in ihrer Weise das Thema von der Scholle variieren. Im Bau ist das Werk fest verzahnt und lückenlos, in einem linienstarken Schwarzweißstil, die Sprache ist knapp, in der ungelenken, wortkargen Art der Landleute. Alles ist dem Ideenkreis „Erde" entnommen und Leitmotive gehen die Worte hindurch, in denen die Menschen der Scholle ihr Verhältnis zu ihr ausdrücken. Ueber dem Ganzen aber ist ein grausamer Humor, das unerbittliche, unbewegte Lachen des Lebens über dem „Menschengezappel", und der Dichter findet aus dieser Stimmung Szenen, wie die eine, wo Grutz Grab und Sarg bestellt, und dann jene andere, wo er die Totenlade, die einen Winter lang neben seinem Bette wartete, zu Brennholz zerschlägt. Eine Komödie des Lebens, grausamer, unerbittlicher noch als „Erde", ist das Schauspiel „Weibsteufel". Hier sind wieder die Urgewalten, die elementaren Kräfte, schön und wild wie die Natur. Zwischen drei Personen spielt das Drama, oben hoch in den Bergen, wo die Pascher gehen, im Fuchsbau des Hehlers. Die beiden Männer, der Hehler geschmuggelten Gutes und der Grenzjäger, wollen einander überlisten, und das Weib soll dem einen wie dem andern die Falle stellen. Sie soll die Marionette sein, die der eine wie der andere nach seinem Wunsche in Bewegung zu setzen gedenkt. Aber die Gliederpuppe wird zum Spieler, und es wird ein Spiel, davor beiden graust. Die Erdgeistnatur des Weibes erwacht, und aus der Komödie wird ein Totentanz. Das Weib überlistet die Männer, und beide, der schlaue wie der Kraftkerl, erkennen, welcher Gewalt sie sich ausgeliefert. Mit Strindbergscher Konsequenz ist das hervorgeholt, die Figuren aber stehen da, wie aus dem Urgebirge herausgemeißelt.

Ist es in diesen Dramen die Einzelerscheinung des elementaren Seins, die Schönherr lockt, so wird er in den beiden Werken „Glaube und Heimat" und „Volk in Not" (wurde mit dem Grillparzerpreis erst kürzlich ausgezeichnet) zum Dichter des ganzen Volkes. Wenn der Kampf um die Scholle in der „Erde" nur ein egoistischer Besitzkonflikt ist, so wird er hier zum Kampf um den Gedanken der Heimat, der alle erfüllt und treibt. An lebenentscheidende Ereignisse in der Geschichte des Tiroler-Volkes knüpft er an. In „Glaube und Heimat" zeigt er die Menschen im Widerstreit der beiden über persönliche Mächte, Religion und Heimaterde, die als Gefühlsmächte in den Wesen zu tragischen Kräften werden. Aber während in „Glaube und Heimat" noch das Einzelmenschliche im Sonderfall der Anekdote in Erscheinung tritt, ist „Volk in Not" das Gemälde der Erhebung von 1809, ganz Volksdrama, in dem Gestalt und Empfindung des einzelnen von dem Gefühl aller, von der Gemeinsamkeit aufgesogen ist. Hier ist wirklich das Volk, hier ist Deutsch-Oesterreich, dessen Dichter Schönherr ist. In drei Bildern größten Monumentalstils baut sich das Werk auf. Man sieht die Verzagenden, vor denen Hofer das Tiroler Adlerbanner entrollt, man sieht den opfernden Kampf der Männer am Iselberge und erlebt die Not der Frauen, die auf die Heimkehr ihrer Gatten und Söhne warten. Einfache Menschen wachsen hier, mit schwerfälligen, ringenden Worten, zu einer Größe heran, die überwältigt. Das letzte Bild, die harrenden Frauen, ist von der kolossalen Wucht der Antike. Schönherr aber ist mit diesem Werke über sich hinaus gestiegen auf einen einsamen Gipfel der Ewigkeit. Er ist mit 50 Jahren das geworden, was eines Dichters schönste Erfüllung ist, die Stimme seines Volkes und sein Vertreter vor der Menschheit.

Am 24. Februar überschreitet Schönherr die Schwelle zum 6. Jahrzehnt. Er war kein Frühvollendeter. In zäher Arbeit, wie der Bauer dem Boden, mußte er seiner Seele die Frucht abringen. Aber in ihm ist Bauernkraft, und wo er seinen Pflug ins Erdreich der Heimat, der Volksseele hineinzwang, blühte seinem festen Bauernwillen die Ernte. Heute steht er fest da, im sicherem Besitz, die Heimat hat seine Treue gesegnet. In seinem Werke aber spiegelt sich Oesterreich, das nicht eine Stadt ist, sondern ein Volk, lebendig und voll starker Kraft der Erneuerung gleich der Erde, die es behaut.

Ein ungedruckter Aufsatz Goethes sowie Neues zu Schillers Wallenstein.

Vom 8. August bis 8. September 1793 weilte Schiller auf der Reise in seine Heimat, die er so lange Jahre nicht besucht hatte, als berühmter Dichter in Heilbronn, wo er bei dem Assessor und Kaufmann Rueff von Sulmartor wohnte. Er verkehrte hier auch mit dem Senator Christian Ludwig Schübler, der sich sehr für Astronomie interessierte. Nach der Familienüberlieferung ist Schiller durch die Gespräche mit dem Senator zu der astrologischen Partien des „Wallenstein" und zu der Figur des Seni angeregt worden. Diese Tradition läßt sich nicht direkt beweisen, aber sie gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch folgende bisher unbekannte Stelle aus einem Briefe Schüblers an den hannoverschen Gesandten von Knebel, einen Bruder des bekannten Freundes Goethes, der ein vorzügliches Teleskop besaß: „Herr Hofrath Schiller von Jena, der bekannte Dichter und Historiker, ist seit 14 Tagen zu Heilbronn und hat sich im Rueffischen Hause eingemiethet, er hat die Absicht, seiner Gesundheit zu pflegen, und hofft, dieselbe bei uns wieder herzustellen. Er ist auch ein großer Freund des gestirnten Himmels, und das Wenige, was ich ihm im Vertrauen von dem großen Schraderischen Tubus (welcher durch Dero Gegenwart nach Heilbronn reisen zu müssen, veranlaßt werden dürfte) gesagt habe, macht ihn sehr lüstern; und er wünschte auf jeden Fall, Dero nähere Connoissance, da er auch die Ehre hat, Dero Herrn Bruder zu Weimar zu kennen." Des Schreiben hat Professor Dr. Werner Deetjen in der Großh. Bibliothek zu Weimar aufgefunden, in einem Aktenbündel, das die Aufschrift trägt: „Acta, das für Leg.-Rath v. Knebel in Heilbronn durch Herrn Professor Schrader in Kiel verfertigte siebenfüßige Teleskop betr. 1792, 1793."

Die Geschichte dieses Teleskops veröffentlicht er nun in den „Hannoverschen Geschichtsblättern". Professor Georg Christoph Lichtenberg in Göttingen hatte die Bestellung bei Schrader vermittelt. Sein Gutachten über das Instrument, sowie das gleichfalls lobende Kästners liegen bei den Akten. Nach dem Tode Knebels erbte sein Bruder das kostbare Teleskop, das auf diese Weise nach Weimar kam. Aber Carl Ludwig von Knebel hatte kein Interesse an dem Besitz und wünschte ihn durch Goethes Vermittlung zu veräußern. Der große Dichter und Naturforscher stellte das Instrument, das ihn aufs lebhafteste anzog, mit Hilfe des Mechanikus Auch in seinem Gartenhause auf und machte mancherlei Beobachtungen damit. Um einen Käufer zu finden, verfaßt er dem Freunde, „eine recht kunst- und handwerksgerechte Beschreibung" zu liefern. Man glaubte bis jetzt, daß dieser Aufsatz verloren gegangen sei. Nach einem Brief Goethes an Knebel vom 2. April 1800 war er „gemacht und liegt parat". Er wurde nicht gedruckt, weil Goethe Knebel den Vorschlag tat, ihm das Instrument, das 400 Reichstaler in Louisdor zu 5 rh. gekostet hatte, für 400 Taler Kurrent abzulassen für die Bibliothek, die damals eine stattliche Sammlung an physikalischen Apparaten und Instrumenten besaß.

Nun hat sich der Aufsatz, den Goethe nach seiner Gewohnheit diktiert und mehrfach persönlich durchkorrigiert hat, in dem Aktenbündel gefunden. Er ist betitelt „Beschreibung eines Newtonischen Spiegel Teleskops, welches von dem Herzogl. Hof Mechanikus Auch in Weimar zum Verkauf angeboten wird," und beginnt mit einer ausführlichen Schilderung des „7 englische Fuß langen und beinahe einen Fuß dicken Rohres," das „achteckigt, schön von Mahagoni Holz gearbeitet, in einem sehr bequem eingerichteten, ebenfalls von Mahagoni Holz gearbeiteten Stativ ruht, welches man durch vier messingene Räder mit Charnieren auf dem Fußboden, nach allen Seiten hin und her bewegen kann . . . ." Mit ersichtlicher Freude an der sinnreichen Einrichtung des ganzen Mechanismus beschäftigt sich Goethe eingehend mit den drei Hauptteilen des Rohres zunächst mit „dem großen Hohlspiegel, welcher im Hintergrunde liegt, durch einen eisernen Bügel in seiner centrierten Lage festgehalten, und durch eine mit Schloß und Band versehene Thür verschlossen wird, so daß er auch bei einem großen Transport sich nicht verrücken könnte . . . ." Als zweiten Hauptteil bezeichnet Goethe dann den Reflektor, der sich an der Mündung des großen Rohres befindet, „ein in 45 Graden schiefstehender, metallener Plan Spiegel, welcher mit einem eisernen Stiel in eine messingene Hülse mit einer Stell-Schraube eingeschraubt ist, um ihn, nach Belieben, mit einem gutgepaßten, messingenen Deckel bedecken und ihn im Kästchen bewahren zu können." Drittens endlich folgt eine Schilderung „einer 1 Fuß langen und 3 Zoll breiten messingenen Platte, ganz vorn, nahe der Mündung, auf der linken Seite, in welcher eine Oeffnung mit einem starken Gewinde, wo ein dickes, messingenes Rohr eingeschraubt ist, in welches die Oculare, nach beliebiger Vergrößerung, eingeschraubt

werden können. Auf dieser messingenen Platte, samt Rohr, nach Verhältniß eines jeden Auges und Gegenstandes, verschieben kann . . . ." Auch die einzelnen Einrichtungen des Tubus und seine leichte Handbarkeit, die die Ausführung der verschiedensten Bewegungen erlaubt, „ohne daß der Observateur von seiner Stelle tritt," erfüllen Goethe mit großer Bewunderung, und er schließt seinen Bericht mit den Worten: „Der Effekt der Tubus ist sehr auffallend und wird gewiß einen jeden Kenner, der damit astronomische Beobachtungen macht, sehr erfreuen; denn er hat ein schönes, weißes Licht, ohne Nebel. Auch die äußerlichen Dekorationen empfehlen den inneren Werth."

Von den Studien, die Goethe mit dem Instrument vornahm, geben die Tag- und Jahreshefte, sowie der Briefwechsel mit Schiller Auskunft. Leider wissen wir nicht, wo der „Tubus" geblieben ist, dem der Dichter eine so anschauliche Beschreibung gewidmet hat.

Zucker aus Bäumen.

Da zur Abhilfe der heute herrschenden Mängel vielfach mit Erfolg auf früher gebandhabte und dann als altertümlich vergessene Verfahren zurückgegriffen wurde, sind die sachverständigen Kreise nach wie vor damit beschäftigt, auf diese Weise die verschiedensten knapp gewordenen Dinge zu ersetzen. Hierher gehört auch die bereits vor 100 Jahren erprobte Möglichkeit, aus deutschen Bäumen Zucker zu gewinnen, über die Prof. Dr. F. W. Neger in den Naturwissenschaften höchst interessanten Aufschluß gibt. Bei dieser Zuckergewinnung handelt es sich um den sog. Blutungssaft der Bäume, der von unseren Vorfahren zu diesem Zweck ausgenützt wurde. Die Blutungen der Bäume rühren von dem im Stamm aufsteigenden Saftstrom her, der von der Laubkrone zusammen durch ein Schwitzen der Blätter aufgesogen und verbraucht wird. Da aber zu Beginn des Frühlings die Blattmasse noch nicht vorhanden ist, wird zu dieser Zeit der als Saftleiter fungierende Holzkörper von der Flüssigkeit vollgepumpt, und bei Schnittwunden tritt dann der Saft zutage. Der Blutungssaft hat auch die Aufgabe, die in dem Holzkörper angesammelten Kohlehydrate nach den Vegetationspunkten des Baumes zu leiten und ist daher im Frühjahr besonders reich an verschiedenen gelösten Kohlehydraten, vor allem aber an Zucker. Dies wußten schon die nordamerikanischen Indianer, die auf solche Weise aus dem dort heimischen Ahorn Zucker gewannen, weshalb man den Baum Zuckerahorn nannte. Vor der Einführung der Zuckerrübenkultur diente dieses Verfahren in Nordamerika zur Gewinnung von ungefähr 400 000 Zentnern Ahornzucker im Jahre.

Einen dem amerikanischen Zuckerahorn in dieser Beziehung durchaus gleichwertigen Baum besitzen wir in Deutschland in dem bekannten Spitzahorn. Auch andere Bäume, wie z. B. der Bergahorn, sowie die Birken, Buchen und Eschen können Zucker liefern, am reichhaltigsten aber ist der Spitzahorn. Die Erscheinung des Blutes ist nicht bei allen Baumarten zu beobachten und außerdem bei den einzelnen blutenden Holzarten sehr verschieden. Als allgemeine Regel kann jedoch festgestellt werden, daß das Bluten zugleich mit der Vegetationsfähigkeit beginnt und mit dem Oeffnen der Knospen aufhört.

Vor 100 Jahren beschäftigte man sich sehr eingehend mit der Frage der Gewinnung reinen Zuckers aus dem Blutungssaft der Bäume. Zur Mitteilung der wichtigsten Ergebnisse zieht Prof. Neger die Versuche heran die von 1811 bis 1816 in der Gräflich Czerninschen Herrschaft Neuhaus in Böhmen vorgenommen wurden. Bei diesen Versuchen stellte sich heraus, daß das Anbringen einer größeren Zahl kleiner Bohrlöcher an einem Baume vorteilhafter ist als nur wenige größere und tiefere Bohrlöcher. Denn bei der größeren Zahl kleiner Löcher geht erstens die Zuckerwassergewinnung schneller vor sich, zweitens ist bei den kleinen Wunden der Ausheilungsprozeß ein viel leichterer. Weiter ist von Wichtigkeit, daß die Bohrlöcher schief verlaufen und nicht senkrecht. Damals wurden aus tausend Ahornbäumen im Durchschnitt 100 000—300 000 Liter Zuckerwasser gewonnen, aus denen man wieder 100—300 Zentner Zucker herzustellen vermochte. Um eine Gärung des Zuckersaftes zu vermeiden, ist er sobald wie möglich bis zur Syrupdicke einzudampfen.

Da der Beginn der Blutungserscheinungen nicht ganz sicher steht, empfiehlt Prof. Neger, bei Anwendung des Verfahrens bereits jetzt einige Bäume probeweise anzubohren und zwar an der Südseite, da dort die Wärmegegensätze am größten sind. Schließlich wird noch bemerkt, daß beim Einkochen des Saftes der sich bildende Schaum abgeschöpft werden muß. Die oft geäußerte Behauptung, daß die Bäume durch das Anzapfen schwer geschädigt werden, entspricht nicht der Wirklichkeit. Dies gilt höchstens für junge Bäume, bei Ahornen über 30 Jahre wird das Verfahren jedoch keinerlei Schaden bringen. Da wir trotz der einheimischen Zuckerrübenproduktion gegenwärtig einen außerordentlich gesteigerten Zuckerbedarf haben, erscheint die geschilderte Ausnutzung des deutschen Baumbestandes bei entsprechend sachverständiger und vorsichtiger Durchführung als äußerst praktisch.

Welt und Leben.

Aus dem Leben einer englischen Botschaftersgattin. Einige charakteristische Aufzeichnungen sind einem soeben in London erschienenen Buch der Lady Hariot Dufferin zu entnehmen, in welchem diese Beobachtungen aus dem englischen Botschafterleben im vorigen Jahrhundert erzählt. In Berlin war die englische Botschaftersgattin vor allem von Bismarck begeistert, dessen außerordentliche Liebenswürdigkeit sie umsomehr in Erstaunen setzte, als sie gehört hatte, er sei vollkommen unzugänglich und äußerst grob. Sie schreibt: „Bismarck erschien in Uniform, ein großer, breiter Mann, mit einem äußerst sympathischen, angenehmen Gesicht. Er nahm Platz und sprach während der ganzen Zeit in fließendem Englisch und in vollkommen ungezwungener Weise. Ich habe über diesen Besuch ehrliche, große Freude empfunden." Bei einem Festessen im Potsdamer Palais fiel der Botschaftersgattin auf, daß lauter Leute im Hofdienst standen, die den Feldzug 1870 mitgemacht hatten: „Die meisten der Angestellten trugen Medaillen, sie alle haben früher gedient. An diesem Hofe herrscht auffallend viel Verständnis für Zweckmäßigkeit und Wirklichkeit." In Rußland hatten die meisten Mitglieder der Botschaft scheinbar sehr mit der Sprache zu kämpfen, und aus den Mitteilungen der Lady Dufferin geht hervor, daß kein Botschaftsmitglied sich genügend gut auf die Geheimnisse des Russischen verstand. Russische Stunden waren unerläßlich, damit wir wenigstens die Buchstaben lesen könnten und uns zumindest bei den primitivsten notwendigen Dingen zu verständigen vermöchten." Nicht gering war die Sorge, in die man in der Botschaft durch die äußerst komplizierte Etikette am russischen Hofe versetzt wurde. So lautete eine mit äußerster Strenge gewahrte Regel: „Wenn der Botschafter wünscht, daß einer seiner Mitarbeiter in einem Hofwagen fahre, mag ihm dies zugebilligt werden, doch ist aufs genauste darauf zu achten, daß immer der Zeremonienmeister den Vortritt hat." Diese und ähnliche Vorschriften waren der Engländerin durchaus nicht angenehm, und nach ihrem eigenen Bekenntnis konnte nur das Russische Ballett sie für solche Beschwerden entschädigen. Ihr Gatte hingegen ließ sich besonders durch die Möglichkeit der Bärenjagd in Rußland reizen. Die Botschaft machte eine solche halboffizielle Jagd mit, die jedoch ihren Mitgliedern nicht im besten Gedächtnis blieb, da es keinem der Engländer gelungen war, einen der russischen Bären zu erlegen. Charakteristisch ist schließlich, daß die Botschaftersgattin fast stets nur von Zeremonien und Festlichkeiten, von Empfängen, Ausflügen, Bootfahrten, Theatervorstellungen usw. spricht. Zweifellos wurde auf die vergnügliche Seite des Botschafterlebens ein besonders hoher Wert gelegt.

Der 100 000. Sonntag. Der „Figaro", dessen Leidenschaft es ist, besonders denkwürdige Zahlen aufzufinden und in einen mehr oder meniger gewaltsamen Zusammenhang mit dem Weltkrieg zu bringen, macht darauf aufmerksam, daß der 8. Juli dieses Jahres genau der 100 000. Sonntag seit Beginn der christlichen Zeitrechnung sein wird. Auch ohne besonderen Optimismus dürfe man sich wohl der Erwartung hingeben, daß dieser hohe Festtag im Krieg eine besonders erfreuliche Rolle spielen, vielleicht sogar den endgültigen glorreichen Sieg bringen werde. Es fragt sich nur — wem?

Japanische Psychologie. Um ein Beispiel echt japanischer Denkungsweise zu geben, veröffentlicht das „Echo de Paris" ein Gespräch, das japanische Hochschüler über die Person eines sie unterrichtenden europäischen Professors führen: „Sieh doch, wie weich sein Fleisch und wie schlaff seine Haut ist. Ein einziger Hieb mit einem Säbel würde genügen, um seinen Kopf vom Rumpf zu trennen." „Seine Arme sind immerhin kräftig, aber er versteht es nicht, sich seines Körpers zu bedienen. Es wäre ein Kinderspiel, ihn mit einem Faustschlag niederzuschmettern." „Es muß überhaupt leicht sein, mit den Ausländern fertig zu werden." „Mit Säbeln und Dolchen allerdings. Aber im Gebrauch von Gewehren und Kanonen sind sie geschickter als wir." „Sie sind lange nicht so tapfer wie die Japaner. Sie werden noch lächerlich geringer Anstrengung müde und fürchten sich vor der Kälte wie Kinder. Während des ganzen Winters unterhält der Professor ein großes Feuer in seinem Zimmer, das deutet auf Minderwertigkeit."

Fröhliche Ecke.

Buchbinderrechnung für ausgebesserte Landkarten.

Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Türkei, Bulgarien fest zusammengebunden.

Serbien und Montenegro, als unbrauchbar ausgeschieden.

Rumänien, gepreßt.

Rußland, beschnitten.

Belgien, gesäubert.

England, schmutzig, nicht mehr auszubessern.

Baden-Württemberg
BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK